

Heilkraft der Sprache

Internetzeitschrift für Poesie- & Bibliothherapie, Kreatives Schreiben, Schreibwerkstätten, Biographiearbeit, Kreativitätstherapien

Begründet 2015 von *Ilse Orth* und *Hilarion Petzold* und

herausgegeben mit *Elisabeth Klempnauer*, *Brigitte Leeser* und *Chae Yonsuk*

„Deutsches Institut für Poesietherapie, Bibliothherapie und literarische Werkstätten“

an der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit und Kreativitätsförderung“ (EAG) in Verbindung mit der

„Deutschen Gesellschaft für Poesie- und Bibliothherapie“ (DGPB)

Thematische Felder:

Poesietherapie – Poesie – Poetologie

Bibliothherapie – Literatur

Kreatives Schreiben – Schreibwerkstätten

Biographiearbeit – Narratologie

Narrative Psychotherapie – Kulturarbeit

Intermethodische und Intermediale Arbeit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper, Hückeswagen
Heilkraft Sprache ISSN 2511-2767

Ausgabe 15/2016

**„Narrative Identität“ vor dem Hintergrund
integrativer Konzepte und poesie- und
bibliotherapeutischer Praxis**

Stefanie Bläser *

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>).

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
1. Identität, Selbst- und Zeiterfahrung in einer transversalen Moderne	4
2. Das Konzept der narrativen Identität bei Ricoeur	9
3. Das Konzept der transversalen Identität in der Integrativen Therapie	13
4. Narrative Praxis	16
5. Schluss	23
Zusammenfassung / Summary	27
Bibliographie	28
Internetquellen.....	30

Einleitung

Individuen sehen sich in unseren modernen Gesellschaften zunehmend mit besonderen Schwierigkeiten und Herausforderungen bei der Konstruktion eines kohärenten Selbsterlebens und einer stabilen Identität konfrontiert. Im Zentrum der folgenden Ausführungen steht daher die Frage, welchen Beitrag poesie- und bibliothherapeutische Arbeit in diesem Kontext leisten kann. Ricoeurs Konzept der *narrativen Identität* kommt dabei eine besondere Bedeutung bei, da sie zwischen Substanzmetaphysik, also absoluter Selbstgewissheit, und dem nihilistischen Postulat vom Tod des modernen Subjekts einen Mittelweg findet, der dem Subjekt eine hinlängliche Konstanz in der Zeit bei genuiner Wandelbarkeit zuspricht. Interessant ist Ricoeurs Konzept für die poesie- und bibliothherapeutische Arbeit, da Ricoeur die Funktionen der Narration bei der Identitätskonstruktion vor dem Hintergrund der Zeitlichkeit des Subjekts zu extrapolieren versteht. Die Poesie- und Bibliothherapie sieht nun einen zentralen Fokus ihrer Arbeit in der schöpferischen Gestaltung von Sprache, von Narrationen, in Auseinandersetzung mit Literatur und Kunst, im kurativen, aber auch persönlichkeitsfördernden Bereich, sodass sich hier fruchtbare Schnittstellen ergeben, die es im Folgenden transparent zu machen gilt.

Das erste Kapitel widmet sich einer kurzen Darstellung unterschiedlicher Identitätstheorien, der *transversalen* Identität in der Integrativen Therapie, der *situativen* Identitätskonzeption Hartmut Rosas, der *relationalen* Identität im sozialen Konstruktivismus von Kenneth Gergen und der Identitätskonzeption des narrativen Ansatzes in der Psychologie, der schon in Richtung Ricoeur weist. Im zweiten Kapitel wird sodann Ricoeurs Konzept der *narrativen* Identität unter Berücksichtigung der Funktionen des Erzählens zusammenfassend dargestellt. Ricoeurs Einfluss als einer der wichtigsten Referenzphilosophen des Integrativen Ansatzes ist auch beim Konzept der transversalen Identität spürbar, es wird jedoch im dritten Kapitel zu verdeutlichen sein, inwieweit in der Integrativen Therapie das Modell Ricoeurs weiterentwickelt und um wichtige Aspekte ergänzt wird. Das vierte Kapitel gibt abschließend Einblicke in die narrative Praxis Integrativer Therapie und poesie- und bibliothherapeutischer Arbeit und verdeutlicht, welche Techniken zur Unterstützung und Förderung eines kohärenten Selbsterlebens zur Anwendung kommen, dies wiederum unter Bezugnahme auf die Ricoeursche Identitätskonzeption.

1. Identität, Selbst- und Zeiterfahrung in einer transversalen Moderne

„Identitätsarbeit hat, das war schon in der Antike bekannt, die Aufgabe, eine hinlängliche Konsistenz des Selbsterlebens gegen die Kräfte der Veränderungen in der fließenden Zeit (Heraklit) zu setzen.“ (Petzold 2012, 424)

Damit ist gerade in den heutigen, schnelllebigen Gesellschaften davon auszugehen, dass es einer aktiven Konstruktionsleistung des Individuums bedarf, ein hinlänglich kohärentes Selbsterleben, eine stabile Identität zu erzeugen, welche für die psychische Gesundheit des Individuums jedoch unabdingbar erscheint. (Vgl. <http://majastorch.de/download/identitaet.pdf>,1)

Der „Wertewandel“ in der Postmoderne, die Auflösung fester Strukturen, Rollen und stringenter Lebensläufe kann zu einer tiefen Verunsicherung des Individuums führen. Konnte es sich einst in seinen Entscheidungen auf ein festes Normen- und Wertesystem berufen, das den Lebensweg stabilisierend vorzeichnete, sieht es sich nun mit einer zunehmend komplexer und disparater werdenden Wirklichkeit konfrontiert, die mehr Flexibilität fordert, mit multiplen Rollen, die es spielen, und multiplen Lebensszenarien, in die es sich entwerfen kann. Dies bedeutet auf der einen Seite einen enormen Zuwachs an Freiheiten und Möglichkeiten, auf der anderen Seite kann es jedoch ebendiese Konstruktion eines kohärenten Selbsterlebens, eines Gesamtzusammenhangs des Lebens, erschweren.

In der Integrativen Therapie ist nun nicht von Postmoderne oder Spätmoderne die Rede, sondern von einer *transversalen* Moderne, die die oben genannten Tendenzen schon namentlich bezeugt: Transversalität steht für ein permanentes Durchqueren und Überschreiten aktueller Wissensbestände und damit für einen Wesenszug der Integrativen Therapie selbst, „für ein offenes, nicht-lineares, prozessuales, pluriformes Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, das in permanenten Übergängen und Überschreitungen (*transgressions*) die wahrnehmbare Wirklichkeit und die Welten des Denkens und der Imagination, die Areale menschlichen Wissens und Könnens durchquert, um Erkenntnis- und Wissensstände, Methodologien und Praxen zu konnektivieren“ (Petzold 1981f, 1988t) und um damit der Komplexität der Wirklichkeit und des Menschen gerecht zu werden. Ein solches Denken sucht nicht nach letztgültigen Wahrheiten, sondern ist sich seiner Halbwertszeit und

Prozesshaftigkeit bewusst: Es begründet in sich eine *transversale Identität*, ein radikal *prozessuales Selbst*, das in permanenter Wandlung (Orth/Petzold 1990/2015) begriffen ist, „wobei das Verstehen von Zeitqualitäten für ein Verstehen von Identität als prozessualer, im Prozess wachsender Entwicklung, genauso zentral ist, wie das Verstehen der Außeneinflüsse, der sozioökologischen Raumqualitäten.“ (Petzold 2012, 423)

Dem trägt auch *Hartmut Rosa* Rechnung, der eine Transformierung des Raum-Zeit-Regimes im Übergang von der Moderne zur Postmoderne konstatiert, welche auf Beschleunigungstendenzen zurückzuführen sei. (Vgl. Rosa 2005, 107) Er bestimmt die temporalen Strukturen einer Gesellschaft sowohl als konstitutiv für die Beziehungen der Menschen untereinander als auch für den (Lebens-)Entwurf des Einzelnen. Im Zuge der Beschleunigung, die alle Ebenen des gesellschaftlichen Systems erfasst, werden Werte, Überzeugungen und Rollen zeitlich instabil, „sie ändern sich der Tendenz nach von Situation zu Situation und von Kontext zu Kontext.“ (ibid., 239) Die moderne Zeit werde erlebt als eine Kette unverbundener, schockartiger Erlebnisse, die nicht mehr in einen Gesamtzusammenhang zu integrieren seien. Der soziale Wandel verlagert sich dabei in die Identität der Subjekte hinein: „In einer Gesellschaft, in der die Vergangenheit ihre verpflichtende Kraft verloren hat, während die Zukunft als unvorhersehbar und unkontrollierbar konzipiert wird, mögen (...) gegenwartsbezogene oder »situative« Identitätsmuster dominieren.“ (ibid., 237) Die situative Identitätskonzeption reagiert auf den Verlust eines übergreifenden sozialen und moralischen Ordnungsmusters, indem die Lebensplanung des Einzelnen *in die Zeit* hinein verlagert wird und somit Entscheidungen vom jeweiligen Zeitpunkt innerhalb eines Lebensvollzuges abhängig gemacht werden (was in der Philosophie unter dem Begriff der „Verzeitlichung der Zeit“ gefasst wird). (Vgl. ibid., 364f.) Die *situative Identität* passt sich somit dem beschleunigten sozialen Wandel an, indem sie transitorische Züge annimmt. Um der Fülle von Reizen und Möglichkeiten gerecht zu werden, muss sich personale Identität als kurzfristig wandelbar und flexibel erweisen. „Es kommt zu einer Beschleunigung nicht nur in dem, was Individuen tun und erleben, sondern auch in dem, was sie *sind*.“ (ibid., 240) Die dem Individuum präexistent vorausliegende Wirklichkeit wirkt somit immer schon in die Konstruktion der Identität hinein, da wir relational verknüpft und verstrickt sind (Schapp 2004) in die Umwelt, Gesellschaft und Kultur, in der wir leben. Dieser Aspekt wird auch von *Kenneth Gergen*, dem

Begründer des sozialen Konstruktivismus (Gergen 2002), hervorgehoben: Er betont die Relationalität allen Wissens und aller Erfahrung, die er stets in Abhängigkeit eines sozialen und kulturellen Kontextes sieht und vor allem in der intersubjektiven Verfasstheit der Individuen selbst. Dabei kommt der Sprache eine besondere Bedeutung bei: Nach Gergen könne diese niemals eine nur rein abbildende Funktion haben, sondern vielmehr konstruiere das Sprechen über einen Gegenstand oder eine Sache diese auch. Das Sein ist demnach relational zu fassen und die Sprache wird zum Konstitutiv für die Welt- und Selbstauffassung von Individuen: Bedeutung, Sinn und Wahrheit ergeben sich nicht aus einer Art universeller Ordnung, sondern werden in Interaktion und Kommunikation, in Diskursen permanent neu verhandelt. Das gilt demnach auch für das Selbst, das nach Gergen wie ein Text in wechselnden Diskursen immer wieder neu gestaltet wird: „Wir könnten unsere Sprache verwenden, um alternative Welten zu entwerfen. Wie wir beschreiben, erklären und darstellen, leitet sich aus Beziehungen ab. Was wir über uns und die Welt für wahr halten, ist kein Produkt eines individuellen Geistes. Sinn und Bedeutung ergeben sich aus aufeinander bezogenen Interaktionen zwischen Menschen – aus Diskussionen, Verhandlungen und Übereinstimmungen. Aus dieser Sicht sind Beziehungen die Grundlage für alles, was verstehbar ist.“ (ibid., 67) Zum einen betont Gergen die gestaltgebende Kraft dieses dialogischen Potenzials, zum anderen zeichnet er auf Grundlage dessen ein düsteres Szenario des modernen Individuums. Das *relationale Selbst* ist mit dem Übermaß an Beziehungen, in denen es sich immer wieder anders konstruiert, überfordert. Neue Beziehungsformen, die von den Medien stark beeinflusst sind und zu einer Art sozialen und gesellschaftlichen Sättigung führen, könnten im Extremfall die Auflösung des Selbst und damit den Verlust individueller Identität bewirken. (Vgl. idem. 1996, 29) Das einst als Einheit empfundene Selbst scheint sich dann in verschiedene Teil-Identitäten aufzuspalten, die kein kohärenter Gesamtzusammenhang mehr verbindet. Dies führt zurück zu der eingangs formulierten These, dass es in den heutigen modernen Gesellschaften einer besonderen Konstruktionsleistung des Individuums bedarf, ein kohärentes Selbsterleben zu erzeugen, dem Selbst entgegen allen Partikularisierungs- und Akzelerationstendenzen eine Beständigkeit in der Zeit zu ermöglichen, um die neu gewonnenen Freiheiten auch als Chancen zu nutzen. Hier scheint es gerade der narrative Aspekt der Identitätskonstruktion zu sein, der dieses leisten kann, der die disparate Vielheit des Lebens und des Individuums in eine

Einheit überführen kann. Der narrative Ansatz in der Psychologie (*Bruner 1997, McAdams 1997*) vertritt den Standpunkt, dass das Ich seinen multiplen Mes (Vgl. <http://majastorch.de/download/identitaet.pdf>, 4) – zu verstehen als die multiplen Rollen, die es in unterschiedlichen Beziehungen annimmt – Einheit und Sinn und damit eine hinlängliche Konsistenz und Kohärenz in der Zeit verleiht, indem es über sich eine Geschichte erzählt: „Identity is the story, that the modern I constructs and tells about the me.“ (*McAdams 1997, 63*) So bewertet auch eine weitere Referenzautorin des Integrativen Ansatzes, *Hannah Arendt*, in ihrer Narrationstheorie das typisch Menschliche in der dem Menschen gegebenen Möglichkeit der sprachlichen Mitteilung, des Erzählens (Vgl. *Haessig / Petzold 2016, 78*): „The chief characteristic of this specifically human life (...) is that it is itself always full of events that can ultimately be told as a story, establish a biography (...).“ (*Arendt 1998, 97*). Ähnlich wie Ricoeur, wie später noch zu verdeutlichen ist, hebt auch Arendt unter Bezugnahme auf die Aristotelische Poetik die praktische Dimension der Erzählung hervor, die in die Lebenswirklichkeit des Menschen hineinwirkt, denn das Verhältnis von Erzählung und Handlung gilt ihr als reziprok. Erzählen ist Handeln und Handlungen münden in Erzählungen und nur als handelnde und von sich erzählende Wesen offenbaren die Menschen die „personale Einzigartigkeit ihres Wesens“ (idem 2015, 219).

In den letzten 20 Jahren ist es dann in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften zu einer Konjunktur der Narratologie in Form einer Aufwertung der Funktionen des Erzählens gekommen. Es ist von einem *narrative turn* die Rede (Vgl. *Heinen 2005*), im Zuge dessen das Erzählen über eine rein basale Form der Kommunikation hinaus an Bedeutung gewinnt: Individuen erleben sich als Teil narrativer Kulturen; sie sind in ein sprachliches System integriert, wobei sie sich durch die Sprache Wissen über die Welt und sich selbst aneignen und ihr Leben in narrativen Mustern erzählend organisieren. Sie verleihen ihm Sinn, indem sie einzelne, unverbundene Handlungssequenzen in einen Kausalzusammenhang integrieren und mit einer Pointe versehen, sodass Geschichten über sie selbst und ihr Leben entstehen. (Vgl. *Bläser 2015, V*) Erzählen wird in dieser Hinsicht als eine universelle, soziale und kulturelle Praxis dargestellt, die auf das menschliche Leben von Beginn an prägend einwirkt. (Vgl. *Fahrenwald 2011, 97*)

Durch das Erzählen, so können wir an dieser Stelle festhalten, werden zentrale Aspekte einer stabilen Identitätskonstruktion sichergestellt: Kohärenz in der Zeit,

Sinnhaftigkeit des Lebens und ein konsistentes Selbsterleben. Diesen engen Konnex zwischen Sinn, Selbst und Zeit hat der französische Philosoph *Paul Ricoeur* in umfangreichen Studien elaboriert und die Bedeutung und Funktion des Erzählens für das menschliche Selbst- und Weltverständnis herausgestellt. Ricoeur gilt als einer der wichtigsten Referenzphilosophen des Integrativen Ansatzes, der sich dessen konnektivierendes und synthetisierendes Denken zum Vorbild nahm: Für die Fragestellungen, auf die es ihm ankommt, reicht eine monodisziplinäre Betrachtungsweise nicht aus. So finden sich in seinen Werken „Zeit und Erzählung“ oder das „Selbst als ein Anderer“ Bezugnahmen auf historiographische und erzähltheoretische Wissensbestände, auf die Handlungstheorie, Sprachtheorie, Ontologie, Ethiktheorie oder Anthropologie. Programmatisch ist hier ein Denken, das sich dem Anderen hin öffnet (Vgl. *Petzold* 2013) und dadurch eine Multiperspektivität erreicht, die den Fragen nach den Bedingungen der Zeitlichkeit der menschlichen Existenz und des Selbst gerecht zu werden versucht. „Eine Philosophie, die den Dialog mit den Wissenschaften abbricht, richtet sich nur noch an sich selbst“ (*Ricoeur* 1986, 97) und kann folglich dieser Aufgabe nicht adäquat nachkommen. Ricoeur entwickelt daher ein intrikates Netz interdisziplinärer Bezüge, in denen Augustinus und Husserl mit Aristoteles und Kant, um nur einige zu nennen, im Dialog stehen. Sein Verdienst ist es derart, eine neue Theorie der Zeit entwickelt zu haben, die den Menschen als narrative zugänglich und gestaltbar wird (Vgl. *Petzold* 2013) und der darüber hinaus eine Struktur inhäriert, die Ricoeur mit einer dem Selbst zugrunde liegenden Temporalstruktur parallelisiert. Entgegen dem Descartschen *Cogito*, das auf einen dem Selbst invarianten Kern und damit auf Selbstgewissheit abzielt, und dem nihilistischen Postulat vom Tod des modernen Subjekts in der Postmoderne entwickelt er eine Konzeption des Selbst, die dem Paradoxon der *Beständigkeit im Wandel* Rechnung trägt und das Selbst als ein Implizites, in Erzählungen und konkreten Handlungskontexten Vorfindliches, ausweist. (Vgl. *ibid.*) Nicht mehr die Frage „Was bin ich“ steht im Vordergrund, sondern die Frage des „Wer“ – „Wer handelt, wer spricht etc.“, auf die nur die Erzählung antworten kann. (Vgl. *Mattern* 1996, 193f.)

Diese prozesshafte Konzeption des Selbst bezeichnet Ricoeur als *narrative Identität*, die sich über Momente der Aneignung oder kritischen Auseinandersetzung von und mit Texten, aber auch Normen, Werten oder Vorbildern immer wieder aufs Neue kon- und refiguriert. Im Selbst findet sich daher auch immer der oder das von ihm

integrierte Andere, in dessen Spiegel es sich erkennt: „Sich eine Figur durch Identifikation aneignen bedeutet, sich selbst dem Spiel imaginativer Variationen unterwerfen, die so zu imaginativen Variationen des Selbst werden. Durch dieses Spiel bestätigt sich das berühmte Wort von Rimbaud (das mehr als einen Sinn hat!): *Ich ist ein anderer* (Rimbaud 1972).“ (Ricoeur 2005, 223)

Eine derart gestaltete Identität steht im Fluss der Zeit und kann, ohne die Differenz ihrer einzelnen Teil-Identitäten völlig zu nivellieren, diese diachron in einen geordneten Sinnzusammenhang stellen. Sie bietet damit zu der Identitätskritik der Postmoderne eine konstruktive Alternative. (Vgl. Zielke 2007, 127)

Im Folgenden wird Ricoeurs Konzept der narrativen Identität unter Berücksichtigung der Funktionen des Erzählen umrissen, wobei anschließend zu zeigen sein wird, inwieweit die Integrative Theorie auf dieses Modell abstützt, es jedoch weiterentwickelt.

2. Das Konzept der narrativen Identität bei Ricoeur

„Sich verstehen bedeutet, sich angesichts eines Textes zu verstehen und von ihm die Bedingungen eines Selbst zu empfangen, das anders als das Ich ist, das die Lektüre beginnt (d`un soi autre que le moi qui vient a la lecture).“

(Ricoeur 1986, 31)

Paul Ricoeur bezeichnete seine Philosophie als *phänomenologische Hermeneutik*, deren substantielle Prämisse es sei, dass jede menschliche Erfahrung, auch die der Zeiterfahrung, fundamental durch Sprache vermittelt werde. Er betont dabei stets den schöpferischen Aspekt der Sprache, die lebendige Erfahrung der Lektüre und die transformierende Kraft der Literatur. Für ihn ist, entgegen den Postulaten der klassischen Erzähltheorie, ein Text niemals hermetisch abgeschlossen, sondern hat Bezüge zu einem Außen – bspw. zu der Kultur und Sozietät, der er entstammt, und über die Zeiten, Kulturen und Generationen hinweg zu den vielfältigen Lesern, die ihn rezipieren und interpretieren. Ricoeur geht es aber bei der Interpretation von Texten nicht nur um Text-, sondern auch um Welt- und Selbstverständnis: Das reflektierende Subjekt könne niemals mittels einer direkten Reflexion im descartschen Sinne zu sich selbst finden, sondern es müsse sich auf den langen

Weg der Auslegung der Zeichen und Symbole (der großen Werke der Kultur) machen, die es umgeben und in denen es sich objektiviert. (Vgl. *Breitling* 2007, 62/63) Gerade in der literarischen Fiktion, in der schöpferisch neue Welten entworfen werden, kommt es zu einem Bruch mit der Wirklichkeit, zu einer Neubeschreibung derselben, die den Leser herausfordert, diese fiktionale Welt zu bewohnen und darin eigene Möglichkeiten zu entwerfen, die wiederum Einfluss nehmen auf die tatsächliche Welt des Handelns. (Vgl. *Bläser* 2015, 3)

Insofern heißt Interpretieren „(...) die Weise des In-der-Welt-Seins auslegen, die vor dem Text entfaltet wird“ (*Ricoeur* 1986, 115) und führt damit in letzter Instanz zu einem Sich-Verstehen – zu einer Vermittlung des menschlichen Selbstverständnisses durch die Entfaltung der Welt des Textes. Diese schöpferische Kraft der Sprache steht auch als Prämisse der Entwicklung seines Konzepts der narrativen Identität voran. In seinem Werk „Zeit und Erzählung“ ist Ricoeur an einem Nachweis der Funktionen des Erzählens gelegen, die menschliche Zeit-, Sinn- und Selbsterfahrung allererst kon- und refigurieren.

Ricoeur gelangt nach einer dezidierten Auseinandersetzung mit großen Zeitphilosophen wie Augustinus, Aristoteles und Husserl zu der Auffassung, dass die Zeitphilosophie zu unlösbaren Aporien führt, denn scheinbar unvereinbar stehen sich zwei dualistische Perspektiven auf die Zeit gegenüber: eine Phänomenologische, zu verstehen als das innere Zeitbewusstsein der Menschen, in dem zwischen Vergangenheit/Erinnerung, Gegenwart/Aufmerksamkeit und Zukunft/Erwartung ein nicht-lineares, komplexes Verhältnis besteht, und eine Physikalische, zu verstehen als die Zeit der Welt, in der der Zeitfluss sukzessive, irreversibel und chronologisch vonstatten geht. Ricoeurs Lösung dieses philosophischen Problems ist eine poetische, besteht sie doch darin, die narrative Funktion bei der Vermittlung beider Zeitperspektiven zu extrapolieren und nicht etwa die Physik, sondern die Poetik des Aristoteles als Replik auf diese Aporie heranzuziehen. Ricoeur generiert aus der Poetik ein Strukturmodell, das zum einen den extratextuellen Bezügen eines Textes Rechnung trägt und zum anderen die Funktionen der Narration deutlich hervorhebt:

In der poetischen Nachahmung der lebendigen Zeiterfahrung durch die Erzählung wird das zeitliche Gefüge einer Handlung dargestellt und zu einem kohärenten Ganzen, zu einer zeitlichen Sinnfigur, zusammengeführt, die beides, die chronologische Dimension der nacheinander folgenden Episoden und die nicht-chronologische Dimension der Erfahrung des Umschlags integrieren kann, sodass

das Sukzessive durch den konfigurativen Akt des Erzählens letztlich als bedeutungsvolles Ganzes erkannt wird. (Vgl. Bläser 2015, 5) Dissonante Momente, Peripetien in der Handlung erscheinen als notwendig und wahrscheinlich innerhalb der Kohärenz der gestalteten Geschichte. Die Erzählung ist damit als eine *Synthese des Heterogenen* zu sehen.

Zum einen, so können wir an dieser Stelle hervorheben, wird durch die narrative Tätigkeit Sinn generiert – es wird ein Kausalnexus aus unzusammenhängenden Handlungsabfolgen konstituiert und dieser sodann mit einer ihn umfassenden Pointe versehen, was die Erzählung zu einer *intelligiblen Totalität* macht.

Zum anderen bewirkt die Dichtkunst nach Ricoeur eine Vermittlung der unterschiedlichen Zeitformen (Zeit der Seele und Zeit der Welt), die sich aus phänomenologischer Perspektive unvereinbar gegenüberstehen, und evoziert dabei eine spezifisch narrative Form der Zeitlichkeit, die *erzählte Zeit*, die den Menschen als solche allererst zugänglich und gestaltbar wird. Das Erzählen selbst wird so als Modus subjektiver Zeiterfahrung gesehen, denn ohne die *erzählte Zeit* kann es Ricoeur zufolge für das menschliche Denken keinen direkten Zugang zur Zeiterfahrung geben, dieser kann nur über die Vermittlung des indirekten Diskurses der Erzählung erfolgen. Diese sieht Ricoeur als *Hüter der Zeit*, „sofern es ohne die erzählte, keine gedachte Zeit gäbe.“ (Ricoeur 2007, Bd.III, 389)

Soviel zur Sinn- und Zeitkonstitution durch die Erzählung. Ricoeur postuliert nun aber zudem eine ontologische Relevanz derselben, denn durch die Vermittlung der Poetik wird nicht nur die Konstitution der menschlichen Zeit bewirkt, sondern ebenso dadurch, dass sie zwischen der Welt des Textes und der Welt des Lesers verläuft, das menschliche Selbstverständnis, die *Konstitution des Selbst*. Diese narrative Komponente der Selbstkonstitution fasst Ricoeur unter dem Begriff der *narrativen Identität*. Die Applikation der in der Lektüre gemachten Erfahrungen auf das Welt- und Selbstbild des Lesers kann zu Transformationen führen, kann einen affirmativen, aber auch subversiven Impetus haben und dazu führen, dass sich das Subjekt *vor dem Text* (Vgl. idem 1987) neu verstehen lernt und sich so ein neues Selbstverständnis, eine narrative Identität, aneignet. „Auf die Frage „wer?“ antworten heißt (...), die Geschichte eines Lebens erzählen. Die erzählte Geschichte gibt das wer der Handlung an. Die Identität des wer ist also selber bloß eine narrative Identität.“ (idem 2007, Bd. III, 395) Diese gilt Ricoeur keineswegs als stabil, denn genauso, wie eine Geschichte immer wieder neu und in anderen Fantasievariationen

erzählt werden kann, so kann man auch für das eigene Leben immer wieder neue Geschichten ersinnen, die eine destabilisierende Wirkung auf die Identität ausüben können. (Vgl. Bläser 2015, 63) Demnach wird die narrative Identität immer wieder kon- und refiguriert, ist „in ständiger Bildung und Auflösung begriffen.“ (Ricoeur 2007, Bd.III, 399) Ausgehend von der prinzipiellen Wandelbarkeit personaler Identität ist Ricoeur also daran gelegen, ein Identitätsmodell zu entwickeln, das auf einer der Erzählstruktur korrespondierenden Temporalstruktur basiert, und das es somit ermöglicht, personale Identität als Dialektik von Beharrlichkeit und Veränderung in der Zeit als dauerhaft zu denken und somit beide Zeitqualitäten, von denen eingangs die Rede war, zu integrieren. Dies gelingt ihm in seinem Werk „Das Selbst als ein Anderer“, in dem er entgegen aller Substanzmetaphysik Identität als Dialektik von Selbigkeit und Selbstheit, *idem* und *ipse*, so die Fachtermini, entwickelt. Zwischen diesen beiden Polen oszilliert die narrative Identität: Die Selbigkeit wirft dabei die Frage nach dem „was?“ auf und steht für eine numerische Dimension personaler Identität; sie ermöglicht „die Reidentifizierung des Selben und zwar so, dass Erkennen Wiedererkennen bedeutet“ (idem 2005, 145), also mithin eine Person durch die Zeit hinweg als *dieselbe* auszuweisen. Die Selbstheit hingegen antwortet auf die Frage des „wer“ und steht im Zeichen der Ähnlichkeit. Sie ist wandelbar und öffnet sich zum Anderen hin, indem sie affirmativ oder subversiv auf die Auseinandersetzung bzw. Identifikation mit Werten, Normen, Idealen etc. reagiert. „Damit steht (...) eine doppelte Alterität im Raum: die Andersheit des Anderen, den ich mir zum Vorbilde nehme, aber auch eine eigene Andersheit in mir, in dem sich wandelnden, wandlungsfähigen ipse.“ (Petzold 2002, 436)

Die Dialektik von Selbigkeit und Selbstheit wohnt so der „ontologischen Konstitution der Person inne“ (Ricoeur 2005, 186) und lässt personale Identität entweder im Zeichen des Selben oder des Anderen erscheinen. Das Konzept der narrativen Identität, das nicht von der narrativen Tätigkeit (man erinnere sich an Ricoeurs Definition der Erzählung als *Synthese des Heterogenen*) zu trennen ist, kann der Verschiedenheit, der Veränderlichkeit, Diskontinuität und Unbeständigkeit des Selbst in der Zeit dadurch gerecht werden, dass es eine Integration dieser heterogenen Elemente in eine zeitliche Einheit leistet. Ricoeur sieht hier also Konvergenzen zwischen der temporalen Struktur der Identität und derjenigen der Narration. Denn durch narrative Operationen wird, so Ricoeur, eine dynamische Form von Identität evoziert, die eben auch Veränderungen und Umbrüche in ihre Einheit integrieren

kann und damit dem Selbst in eine Wandelbarkeit und Beständigkeit ermöglicht: „Der erzählte, sich erzählende Mensch als einer, über den auch erzählt wird und der von diesen Narrationen weiß, gewinnt seine Identität aus genau dieser lebendigen Textur, in der sich sowohl Dynamik/Prozess und Stabilität/Struktur finden und in der eine beständige hermeneutische Arbeit des Selbst Beständigkeit und Wandel ermöglicht, was gewährleistet, dass man sich verändern kann und in allen Wandlungen ein gleicher, sich ähnlicher, wenn auch nicht ein homolog identischer sein kann.“ (Petzold 2002, 434)

3. Das Konzept der transversalen Identität in der Integrativen Therapie

„Mit *Heraklit* kann man sagen, daß das Leben beständiger Wandlung unterworfen ist. Es *fließt*, und seine beständige Kraft drängt zur Form. Leben will *Lebensform* und Lebensformen wandeln sich so lange, wie in ihnen Leben vorhanden ist.“
(Orth/Petzold 1993, 97)

In den Ausführungen zum narrativen Identitätskonzept Ricoeurs wurden einige wesentliche Merkmale angesprochen, die ebenso für die Integrative Therapie von Bedeutung sind: die Wandelbarkeit und Prozesshaftigkeit des Selbst in der Zeit, die Bedeutung der Narration, der Sprache schlechthin als identitätssicherndes Moment und die intersubjektive Verfasstheit des Individuums, sein Sich-Öffnen hin zum Anderen, zur Welt.

Das Leben wird in der Integrativen Therapie als ein höchst schöpferischer Prozess angesehen, Leben ist Veränderung und der Mensch als Teil dessen, als ein sich wandelndes Wesen, das selbst in permanenter Veränderung, in Metamorphosen (Vgl. idem 1990) begriffen ist. Mit seinem „act hunger“ (Moreno 1969) kann er sein Leben und sich selbst kreativ mitgestalten, ist Gestaltetes und Gestaltender zugleich. Dieser schöpferische Prozess ist keineswegs zeitlich limitiert, beschränkt sich nicht nur auf die Kindheit, sondern vollzieht sich in der gesamten Lebensspanne, in der Lernfähigkeit und Plastizität gegeben sind. Die Integrative Therapie vertritt daher einen *life-span-development-approach*, der alle Lebensabschnitte, auch das hohe Senium, inkludiert und dem Individuum in allen diesen Zeitphasen Entwicklungspotenziale attestiert. Wie auch Ricoeur betont die Integrative Therapie

eine permanente Wandelbarkeit und genuine Prozesshaftigkeit der Identität, die in einer transversalen Moderne, wie eingangs schon betont, transversale Züge annimmt. Identität ist somit im Kontext der Modernisierungsprozesse zu sehen, ist selbst permanenten Transgressionen unterworfen, wobei das Subjekt bei dem Versuch, in seiner persönlichen Hermeneutik eine Interpretation der oft höchst diffizil gewordenen eigenen Lebensgeschichte vorzunehmen, sehr leicht überfordert werden kann. (Vgl. *Petzold* 2012, 446) Sich selbst zum Projekt zu machen, der Künstler des Kunstwerks Leben zu werden, dieses Diktum der Integrativen Therapie ist heute mehr denn je aktuell, denn es erfordert eine größere Bewusstheit, mehr hermeneutische Reflexionsarbeit, um Identitäts- und Handlungssicherheit zu gewinnen. (Vgl. *ibid.*, 447)

In der Integrativen Therapie wird, Bezug nehmend auf Merleau-Pontys Leibphänomenologie, der Mensch primär als zeitlich bestimmtes Leib-Subjekt gesehen, in einem je spezifischen Hier und Jetzt, im Kontext-Kontinuum. Das archaische Leibselbst bringt in seiner Entwicklung sodann ein reiferes Selbst hervor, das über ein funktionsfähiges Ich verfügt, welches in Prozessen der Selbst- und Fremdattribution prozessual Identität konstituiert: „Das reife Ich als bewusst erlebende, differenzierende, analysierende, integrierende und kreierende Funktion des reifen Selbst konstituiert als seine elaborierteste Leistung Identität.“ (*ibid.*, 453) Dies jedoch stets in Kontakt mit den Anderen, den Mitmenschen. Denn Mensch wird man erst als Mit-Mensch, so *Hilarion Petzold*, die Anderen spielen, wie auch bei Ricoeur, eine entscheidende Rolle. „Identität gründet in der Praxis sozialen Handelns, im gemeinsamen Erzählen einer Handlung und Interpretation seit den Anfängen der Hominisation.“ (*ibid.*, 438)

Evident wird hier jedoch, dass es nicht das Selbst als ein Anderer ist, sondern das Selbst als viele Andere, was den Integrativen Ansatz mit seinem Polylog-Konzept charakterisiert. Unizität und Plurizität sind die beiden Pole, die Identität kennzeichnen, es sind die *vielen* Rollen, Erzählungen, Vorbilder, Beziehungen, die wir internalisiert haben, mit denen wir uns auseinandergesetzt haben und die unsere Identität, unser plurales Selbst, beeinflussen: „Differenzierende, kognitivierende und kohärenzstiftende Ich-Prozesse schaffen (...) im kommunikativen Kontext multipler reziproker Identifizierungen und im Kontinuum des erfahrenen Lebens mit all seiner Komplexität durch Synthetisierung vielfältiger Identitätselemente, auch des Fremden

in mir selbst, der Andersheit im Eigenen, der Realität des soi-même comme un autre eine vielfältige, transversale Identität.“ (ibid., 454)

Sie wird durch die Fremdattributionen von Anderen und die kognitive Einschätzung und emotionale Bewertung dieser Zuweisungen vom Ich wesentlich mitgestaltet. (Vgl. ibid., 488) Identitätskonstruktion ist also als reziproker Prozess in Gruppen, Netzwerken, Gemeinschaften zu sehen, wobei eben nicht von dem *einen* bedeutsamen Anderen oder der *einen* identitätsstiftenden Erzählung auszugehen ist, sondern von den vielen Anderen, mit denen wir in Polylogen uns austauschen, den vielen Narrationen, einer regelrechten *Biosodie* als Strom von mannigfachen Erzählungen (Vgl. *Petzold, Orth* 1993), die in unsere Biographien einfließen und diese vielschichtig und differenziert werden lassen. Und dennoch werden sie durch synthetisierende Momente als kohärent erlebt, es ist die eine, ganz individuelle Biographie. Einheit in der Vielheit – so lautet hier das Stichwort, wobei hervorzuheben ist, dass Identitätsarbeit ein ko-kreatives, intersubjektives Geschehen ist, das sich über das ganze Leben erstreckt. Die Lebensgeschichte, die vom Individuum aus all den Narrationen und Begegnungen mit Anderen, aus den sozialen Erzählnetzen extrahiert wird, wird je nach Lebensphase und Entwicklung unterschiedlich bewertet, wird immer wieder neu kon- und refiguriert, „sie ist durch einen permanenten Interpretationsprozess gekennzeichnet, das heißt auch eine Restrukturierung vergangener Erlebnisse entsprechend den Erfordernissen der gegenwärtigen Lage/Situation.“ (*Petzold* 1993, 375) Die Plastizität des menschlichen Gehirns und unsere Fähigkeit zu autobiographischem Memorieren spielen dabei, wie *Petzold* betont, eine große Rolle. Denn diese Memorationen sind keineswegs invariant, sondern verändern sich und werden im Lebensprozess immer wieder unterschiedlich betrachtet, was eine höchst kreative Lebenshaltung erforderlich macht: „Die Temporalität menschlicher Existenz in sich wandelnden Weltverhältnissen, die Plastizität unseres Gehirns und damit Gedächtnisses und die sich verändernden Inhalte unser Memorationen machen es nicht möglich, von einer starren Selbstheit auszugehen. Ipseität ist plastisch, formbar in kreativer Selbstgestaltung und erlittener Fremdformung, ihre „narrative Identität“ ist als eine „transversale Identität“ in permanentem Wandel bei hinlänglicher Stabilität zu sehen.“ (idem 2001b, 172)

Zusammenfassend macht dies deutlich, dass eine beständige Identitätsarbeit zu leisten ist, bei der es darum geht, immer wieder neue Sinne zu generieren, vergangene Erlebnisse in Bezug auf die je einmalige Gegenwart neu zu bewerten, anders zu sehen, Verstrickungen transparent zu machen und die eigene Lebensgeschichte auf maligne Muster/Narrative hin zu durchleuchten und deren dysfunktionale Wahrheiten zu verändern, was wiederum zukünftige Entwürfe maßgeblich beeinflussen wird - Individuen können derart eine *Ästhetik der Existenz* entwickeln, ihr Selbst und ihre Identität poetisch mitgestalten, sodass letztlich das *Kunstwerk der Person* entsteht. (Vgl. idem 2012, 499f.) Wie dies in der narrativen Praxis der Integrativen Therapie und im Speziellen in der poesie- und bibliothherapeutischen Praxis geschieht, wird im Folgenden genauer betrachtet.

4. Narrative Praxis

„Die schöpferische, künstlerische Kraft des Menschen (gr. poiesis), die zum Potential jedes Menschen gehört, wird seit den Anfängen der Heilkunst – im neolithischen Schamanismus, bei der Tempelpriesterschaft des Altertums, der griechisch-römischen Antike – auch als Heilkraft gesehen, die, wenn sie geweckt wird, zum eigenen Heilwerden beiträgt.“ (Orth/Petzold 2008, 104)

Das Wissen um die Heilkraft des kreativen Potenzials des Menschen scheint seit langer Zeit bekannt zu sein und die Aktivierung ebendieser schöpferischen Kräfte steht im Zentrum der poesie- und bibliothherapeutischen Arbeit - einer Arbeit, die sich besonders die Heilkraft der gestalteten Sprache zunutze macht, wobei der bibliothherapeutische Ansatz den Fokus auf die Rezeption, der poesietherapeutische wiederum auf die Produktion von Narrationen, Essays, Gedichten und Geschichten jedweder Art legt. In der konkreten Arbeit sind Rezeption und Produktion jedoch oft eng miteinander verbunden: In seinem Aufsatz „Das Selbst als Künstler und Kunstwerk“ (Petzold 1999q) hebt

Petzold hervor, dass schon die Wahrnehmung (aisthesis) eines Kunstwerks als kreativer Akt zu verstehen sei. Der Mensch tritt aus der Isolation in Kontakt zur Außenwelt und bewertet das Wahrgenommene kognitiv und emotional. Das Kunstwerk löst etwas aus, ist Intermediärobjekt zwischen Therapeut und Patient, führt zu einem Austausch und regt an zu Gesprächen, Reflektionen und Erkenntnisprozessen. Oft führt es sogar dazu, das schöpferische Tun selbst zu stimulieren, denn „(ä)sthetische Erfahrung will geteilt werden und wird damit immer auch zu einer Gestaltung. Die Aisthesis ruft die Poiesis auf. Kann ein Mensch sich wirklich selbst wahrnehmen, erleben, erfahren, so kann er eigentlich nicht umhin, sich selbst zu gestalten. Hier liegt einer der zentralen Wirkfaktoren künstlerischer Therapie. Die „vitale Daseinserfahrung“ (...) wird auch zur Erfahrung des Selbst *in actu* als Selbstwahrnehmung, Selbsterfahrung und Selbstgestaltung (...).“ (ibid., 21) Was die Arbeit im Integrativen Verfahren zudem besonders macht, ist ihre multimodale Ausrichtung. Der Mensch als Leib-Subjekt verfügt über rezeptive, expressive, memorative und propriozeptive Wahrnehmungskanäle, die ganzheitlich angesprochen und alle gleichsam aktiviert werden können. Er ist also ein multisensorisch ausgerichtetes und multiexpressiv handelndes Wesen (vgl. *Orth/Petzold* 2008, 106), weshalb in der Therapie mit Patienten oder in der Arbeit mit Klienten eine multiple Stimulierung (*Petzold* 2003a) bspw. in Form intermedialer Quergänge erfolgt. Das heißt, dass zu einem Bild geschrieben, zu einer Musiksequenz gemalt oder sich zu einem Gedicht bewegt werden kann. Diese intermedialen Quergänge entsprechen am besten der Funktionsweise unseres Gehirns, so Petzold, wie die empirische Säuglingsforschung mit Experimenten zu transmodaler und crossmodaler Wahrnehmung habe zeigen können - taktile Wahrnehmungen könnten so bspw. bildlich umgesetzt oder akustische Eindrücke haptisch wirksam werden. (Vgl. idem 1999q, 17) Dieses Potenzial kann auch in der Arbeit mit Patienten genutzt werden, indem ihren Bedürfnissen und dem Stand ihrer Verarbeitungsprozesse gemäß gearbeitet wird. Dies kann für einen Patienten vorerst bedeuten, seine Gefühle in Farben auszudrücken oder in Ton zu gestalten und sich erst später darauf einzulassen, mithilfe des

Therapeuten Worte für das Erlittene zu finden, Erlebnisse zu benennen und zu narrativieren, sodass sie alsdann mitgeteilt und im wahrsten Sinne des Wortes mit jemandem geteilt werden können. Es gilt dabei für den Therapeuten, feinspürig im Umgang mit der Sprache zu sein und eine größtmögliche Passung, auch der Sprach- und Symbolwelt, zum Patienten herzustellen, manchmal sogar, ihm „Worte zu leihen“ (vgl. Ort/Petzold 2008, 121), denn oft geschehen bei schweren Traumatisierungen sogenannte „hyperarousals“ in der Amygdala, die die Verarbeitung in höheren kortikalen Zentren blockieren, sodass eine sprachorientierte Verarbeitung nicht möglich ist. (Vgl. *ibid.*, 120) Doch unser „informierter Leib“ hat alles, was wir erlebt haben, im Leibgedächtnis abgespeichert, als Gefühle oder Atmosphären. „In der therapeutischen Arbeit wird es dann darum gehen, für solche atmosphärisch aufgenommenen und erfassten kritischen Lebensereignisse und belastenden Erfahrungen „Worte zu finden“, die Erlebnisse zu narrativieren und durch das Erzählen in zwischenmenschlichen Beziehungen teilbar zu machen.“ (*ibid.*, 120) Das Erlebte verbleibt sodann nicht in Sprachlosigkeit, sondern wird benannt, wobei alleine durch das Benennen eine Form der Kontrolle zurückgewonnen wird: Ich bin der Situation nicht ausgeliefert, sondern der „Autor“ meiner Geschichte. In der Integrativen Therapie heißt es auch: „locus of control is internal“, ich habe überlebt und bin nun in der Lage, dem Namenlosen einen Namen zu geben und damit in gewisser Weise die Gefahr zu bannen. Durch das Mitteilen der Geschichte, das Teilen der Erfahrung mit dem Therapeuten oder einer Gruppe wird Solidarität erfahrbar, es erfolgt eine Resonanz auf das Erzählte, was heilendes Potenzial birgt. (Vgl. *idem* 2012h) Nur im Austausch zwischen mir und dem/den Anderen, über ein „*dichtes Einander-Vermitteln* von Erlebtem „aus der Resonanz“, kann sich Empathie vertiefen und Empathiertes differenziert, *kognitiv* und *emotional* differenziert werden und zu **benignen Interiorisierungen** – Grundlage erfolgreicher Therapie – führen.“ (*idem* 2010f, 83) Je dichter, je prägnanter ein Patient seine Anliegen beschreibe und sich selbst vermittele, desto besser werde er auch für den Zuhörer fassbar und durch dessen dichte Rückspiegelungen sich selbst verständlicher, so beschreibt Petzold diesen reziproken Prozess. (vgl. *ibid.*,84) Das Konzept der dichten Beschreibungen meint dabei nicht nur ein wortreiches, eloquentes oder metaphorisches Darstellen seiner Anliegen, sondern auch im

integrativ-hermeneutischen Sinne ein vertieftes Erfassen der komplexen Lebenswirklichkeit eines jeden über das Medium Sprache, was eine „hervorragende Möglichkeit für Differenzierungs- und Integrationsarbeit bietet (...).“ (ibid., 85)

Auch der amerikanische Forscher *James Pennebaker* (2010) hat sich seit den 80er-Jahren in vielen Experimenten und Studien mit der heilenden Kraft der Worte, vor allem der heilenden Kraft des Schreibens, beschäftigt und diese in zahlreichen Studien nachweisen können. Er begründete eine neue Art der Therapie, das expressive Schreiben, bei dem Patienten über ein belastendes oder traumatisches Erlebnis schreiben sollten und dies nicht nur einmal, sondern mehrmals an aufeinanderfolgenden Tagen. Die Studienergebnisse, die Pennebaker mit einer Gruppe von etwa 50 Studenten erzielte, wurden in den darauffolgenden Jahren auch von anderen Wissenschaftlern immer wieder bestätigt: Das expressive Schreiben stärkt die Aktivität des Immunsystems, lindert chronische Beschwerden und depressive Symptome, fördert zudem die Bereitschaft, sich zu öffnen und mehr auf andere Menschen zuzugehen. Doch was trägt konkret zu einer solchen Veränderung bei? Zu vermuten ist zum einen, dass durch das mehrmalige Schreiben über die gleiche Situation eine Art Gewöhnung an das Erlebte evoziert wird, die Geschehnisse werden so sukzessive ihres Schreckens beraubt und nach und nach verarbeitet. Zum anderen bewirkt das Schreiben eine Integration derselben, das Erlebte wird in einen Gesamtzusammenhang gestellt, in eine erzählerische Struktur eingebettet und so in der Vergangenheit verortet. Unabgeschlossenes findet ein Ende. Gerade bei traumatischen Erlebnissen ist es oft so, dass sie in der Gegenwart immer noch als überwältigend erlebt werden, der Betroffene fühlt sich gefangen in einer Zeitkapsel, in der das Geschehen im Hier und Jetzt wieder und wieder durchlebt wird – eine unter vielen Vergangenheiten wird übermächtig in der Gegenwart und beraubt diese ihrer eigentlichen Qualität, sodass der aktuelle Zeitfluss gehemmt ist. (Vgl. idem 1993, 363) Durch das Schreiben wird die „chronologische“ Ordnung in der Zeitachse hergestellt: es ist eine Geschichte in der Vergangenheit, ich habe sie überlebt und sie ist vorbei. Auch zu einem Perspektivwechsel beim Schreiben rät Pennebaker an, das Erlebte solle nicht immer aus der Perspektive eines Ich-Erzählers, sondern auch einmal aus der Perspektive eines personalen Erzählers, in der dritten Person also, geschildert werden. Dies bewirke ebenso eine Distanzierung des Verfassers zum Inhalt seiner Geschichte. (Vgl. *Pennebaker* 2010, 29)

In der poesie- und bibliothераpeutischen Praxis finden diese und viele andere Techniken ihre Verwendung in der Arbeit mit Patienten in einem kurativen Kontext, aber auch in der Arbeit mit Jugendlichen oder Senioren, in der Teamentwicklung oder Menschenführung, also auch in salutogenetischer, ressourcenorientierter und persönlichkeitsfördernder Ausrichtung. (vgl. *Orth, Petzold, Sieper* 2010)

Die Bewältigung bspw. kritischer Lebensereignisse, die Förderung von Exzentrizität, einer Übersicht bzw. Übersicht über das eigene Leben und von hermeneutischer Selbstreflektion ist heutzutage mehr denn je von Nöten, wie die vorhergehenden Ausführungen haben zeigen können, um ein kohärentes Selbsterleben, eine stabile Identität zu entwickeln.

Im ersten Kapitel war von einer Wandlung des Raum-Zeit-Regimes die Rede, von Beschleunigungstendenzen, von situativen Identitätskonzepten mit fehlenden prospektiven Entwürfen. Wir haben gesehen, dass jedes Hier und Heute, jeder Mensch letztlich abhängig ist von der Kultur, dem „Zeitgeist“ und dem jeweiligen Zeitverständnis, in dem er lebt. Gegen die Tendenzen der Akzeleration und Ökonomisierung der Zeit gilt es nun anzugehen und eine Wende in der Wahrnehmung hin zum „ganzen Raum“ und zur „ganzen Zeit“ anzustreben, was wiederum Einfluss nimmt auf das Selbst- und Identitätserleben, auf die persönliche Biographiegestaltung. Petzold spricht hier von einem perspektivisch-perichoretischen Raum-Zeit-Bewusstsein (Vgl. *Petzold* 1993, 356), das es zu entwickeln gelte, ein Zeitbewusstsein, das der Zerstückelung der Zeit insofern kontrapunktisch gegenübersteht, als dass es die Verbindung und Verschränkung der unterschiedlichen Zeitperspektiven fördert und eine komplexe Zeitwahrnehmung erzeugt, in der Retrospektion, Aspektion und Prospektion ineinanderfließen und so eine komplexe Zeitmatrix generiert wird. Denn Persönlichkeit ist temporal zu sehen und dies nicht in eindimensionaler Weise – sie verfügt immer über Historie, Entwurf und gegenwärtiges Gewahren. Dabei seien im Hier und Heute Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, dieser Raum und alle Räume „verschränkt“, so Petzold, sie durchdrängen einander, seien nach allen Seiten hin offen – „ein laterales, ubiquitäres, „heraklitisches Fließen“ in alle Richtungen: Perichorese.“ (ibid., 355) Ricoeurs Geschichtskonzeption liege ein ähnliches Verständnis der Verschränkung der unterschiedlichen Zeitdimensionen zugrunde, so stellt *Hans-Waldemar Schuch* heraus. Geschichte sei für Ricoeur kein Rückblick zu feststehenden Tatsachen, Ereignissen in der Vergangenheit, vielmehr sei Geschichte lebendig und werde im

doppelten Sinne des Wortes erst durch das Berichten über Ereignisse, also Geschichten über das Passierte konstituiert und mit Sinn aufgeladen. Geschichte, so Schuch, sei in diesem Sinne eine Konstruktion der Gegenwart in ihren Horizonten der Vergangenheit und Zukunft (vgl. Schuch, 12). Denn selbst die Zukunft sei in gewissem Sinne historisch, da unser Verständnis dieser durch unsere Lebensgeschichte und Kultur geprägt sei (vgl. *ibid.*, 12). Für die Psychotherapie bedeute dies, verstärkt in größeren Kontexten zu denken und den Menschen in seinen zeitlichen Dimensionen, in seiner je spezifischen Lebenslage mit den Bezugspunkten der Vergangenheit und Zukunft zu sehen und diese Wahrnehmung auch seinerseits zu fördern. (Vgl. *ibid.*, 22)

Die Förderung eines solchen Zeitbewusstseins und der Wahrnehmung der Erlebnisse und Ereignisse vor dem Hintergrund einer komplexen Zeitmatrix, in der die unterschiedlichen Zeitperspektiven miteinander in Verbindung stehen, sei eine der Zieldimensionen therapeutischen Handelns, so hält auch Petzold fest: „Es wird [dadurch] eine narrative Selbstinterpretation im Lebensvollzug möglich, in der sich der Mensch als Mensch mit anderen, als geschichtliches Wesen begreift und im Bewusstsein seiner Temporalität unentfremdete Subjektivität verwirklichen kann.“ (Petzold 93, 359) Dies wird in der poesie- und bibliothераapeutischen Praxis z.B. durch die Rezeption von literarischen Werken mit ihren je spezifischen zeitlichen Qualitäten gefördert, denn die Literatur hat eine besondere Affinität zur Zeit, sie hat die Freiheit, *mit der Zeit zu spielen*. In ihr können fiktive Zeiterfahrungen gestaltet werden, die nicht an die Irreversibilität und das raum-zeitliche Netz der chronologischen Zeit gebunden sind. (Vgl. Ricoeur 2007, Bd.III, 202) Die Literatur kann mit der Zeit experimentieren und leistet hier vor allem dadurch einen Beitrag, dass sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bzw. Erinnerung, Aufmerksamkeit und Erwartung in unterschiedliche, komplexe Beziehungen zueinander setzen kann, was wiederum Einfluss nimmt auf den Rezipienten und dessen Zeitverständnis. In der poesie- und bibliothераapeutischen Arbeit wird, so können wir an dieser Stelle resümieren, neben einer exzentrischen Position und dem Erleben von Solidarität auch das Erleben einer besonderen zeitlichen und ästhetischen Qualität durch die Auseinandersetzung mit Literatur gefördert. Dies trägt dazu bei, neu und anders zu denken und zu handeln und sich in seiner eigenen Zeitlichkeit anders wahrzunehmen. Wir sahen schon in den Ausführungen zu Ricoeur, welche Potenziale sich in der Identitätsgestaltung durch die Rezeption von literarischen

Werken ergeben: nicht weniger als die Eröffnung neuer Möglichkeitsräume, seien sie auch virtuell, in die das Individuum sich entwerfen, neue fiktive (Zeit)Erfahrungen, die es machen, Figuren, mit denen es sich identifizieren und über die Identifikation mit denselben zu neuen Perspektiven in der Wirklichkeit kommen kann. Durch diese neuen, andersartigen Zeiterfahrungen, die der Leser während der Lektüre macht, ist es ihm unter Umständen möglich, ein anderes, komplexeres Denken der eigenen Zeitlichkeit zu entwickeln. (Vgl. *Bläser* 2015, 42) Jedes literarische Werk besitze so die Qualität einer immanenten Transzendenz (vgl. *Ricoeur* 2007 Bd.II, 171), indem es über sich selbst hinausweise und zu einer Überschneidung der Welt des Textes mit der des Lesers führe: denn die fiktiven Erfahrungen werden auf die Wirklichkeit des Lesers appliziert, sodass sich hier sehr deutlich zeigt, dass die Welt des Textes etwas zu denken aufgibt, das durch die Lebenswelt des Rezipienten immer wieder aufs Neue zu ergänzen ist. „Neue Geschichten, neue Lebensgeschichte zu schaffen, das ist (...) auch eine Frucht der Auseinandersetzung mit der Literatur,“ so *Ilse Orth* (2015). Zudem würden auch hier Solidarität und Trost erfahrbar, denn in der „gestalteten Sprache großer Dichtung werden immer wieder lebenswichtige Themen für Menschen in einer berührenden Weise vermittelt und in einer integrierenden, denn das emotionale Geschehen ist schon „auf den Begriff gebracht“ (...).“ (*Orth/Petzold* 2008, 122) Auch anderen ist Traumatisches widerfahren, sie haben es überwunden und dem Schrecken in ästhetischer Form eine Gestalt gegeben. Die Erfahrung der Schönheit, der Ästhetik in der Sprache hat ebenso eine heilsame Wirkung auf das Individuum.

In Hinblick auf das eigene schöpferische Gestalten wird in der Poesie- und Bibliothherapie das aktive Durcharbeiten und Bewusstmachen der individuellen Lebensgeschichte angeregt, z.B. durch das Gestalten eines Lebenspanoramas und das Collagieren einzelner Lebensabschnitte. Die Illustration und das Schreiben über Vergangenes bewirkt, dass dieses wieder wahrgenommen, besser erfasst, verstanden und erklärt und von der gegenwärtigen Situation her neu bewertet werden kann, denn „(...) jede neue Gegenwart [hat] die Möglichkeit, den Sinn der Vergangenheit umzugestalten und umzuwandeln.“ (ibid., 359)

So werden immer wieder neue Sinne generiert, indem das Erlebte aus neuen Perspektiven her betrachtet und zum *Jetzt* in Bezug gesetzt werden kann. „Je bewußter die Lebenserzählung, die *“Biosodie“* (...) verstanden wird, je klarer erkannt wird, daß in (...) [ihr] vielfältige einzelne Erzählströme

(wir nennen sie *Narrationen* und *Dramen*) zusammenfließen, wie sich Wiederholungen ergeben, strukturierende Muster entstehen oder erkennbar werden (wir nennen sie "*Narrative*" oder "*Skripts*"), desto besser gelingt es dem Individuum die Sicherheit gebenden aber auch zuweilen dysfunktional determinierenden **Strukturen** (Fixierungen, Schemata) in den **Phänomenen** seines Lebensvollzugs und in den **Entwürfen** seiner Lebenspläne und -visionen zu erkennen, um sie dann in der Ko-respondenz mit Anderen (*significant others*) aktiv und bewußt gestalten zu können. " (idem 2003, 185)

Die eigene Geschichte wird so, wie auch Ricoeur betont, immer wieder neu konfiguriert und interpretiert, Zusammenhänge werden deutlich, determinierende Muster transparent, die, nachdem sie erkannt, narrativiert und verändert werden können, sodass sie einen (neuen) Sinn ergeben, der annehmbar ist und der zukünftige (Lebens-)Entwürfe positiv beeinflussen kann.

Die *narrative Wahrheit* eines jeden Menschen in Bezug auf die eigene Geschichte ist demnach eine höchst invariante, denn sie verändert sich im Laufe des Lebensvollzuges kontinuierlich, dennoch ist es unerlässlich, eine Stimmigkeit zwischen Vergangem und Gegenwärtigem herzustellen, die die erlebte Geschichte als sinnvoll erfahrbar werden lässt. „Tiefenhermeneutische Konzeptualisierung ist diesen Weg der Zentrierung auf „narrative Wahrheit“ als Konstituierung einer *inneren Kohärenz* von Biographie gegangen.“ (Petzold 1993, 380)

Rezeption und Produktion stehen, so ist abschließend festzuhalten, in einem fruchtbaren Verhältnis zueinander, denn die Rezeption von Kunstwerken fördert, wie eingangs beschrieben, das *Movens*, selbst produktiv zu werden, sich selbst zu gestalten und eine persönliche Lebenskunst zu entwickeln: die Aisthesis evoziert die *Poiesis*. Diese Lebenskunst zu fördern, dazu wird in der Poesie- und Bibliothherapie, in der Arbeit mit kreativen Medien aktiv beigetragen, indem z.B. ressourcen- und potenzialorientiertes Schreiben gefördert und der Fokus auf Resilienzfaktoren gelegt wird, um so das Ich in seiner Identität und Biographie zu stärken. Zudem wird dazu angeregt, Zusammenhänge zu erkennen und herzustellen, Dinge auf den Punkt zu bringen, sie zu *verdichten* und so Einsichten in das eigene Leben zu gewinnen, wodurch wiederum neue, andere Entwürfe möglich werden. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden derart in einer komplexen Weise miteinander vernetzt und die Erlebnisse in einen Kausalnexus gestellt, wodurch ein kohärentes

Selbsterleben und die Konstruktion eines Gesamtzusammenhangs des Lebens unterstützt werden. Diese Erfahrungen werden wiederum entgegen allen Partikularisierungstendenzen in unseren modernen Gesellschaften durch die Förderung des Erzählens, die Förderung einer narrativen Kultur mit anderen geteilt, was letztlich nicht nur zur Gestaltung des eigenen Lebens, der eigenen Identität beiträgt, sondern ebenso zur Gestaltung eines guten Miteinanders führt und somit in Kulturarbeit mündet. Erzählen löst Erzählen aus und Sprache bekommt so zuletzt auch eine starke Performanzzentrierung, indem sie, wie auch Ricoeur betonte, in die Welt des Handelns überführt: „Wird dieses kreative Potential erschlossen und gefördert, mit kreativen Medien, in Sprache, in dramatischem Spiel umgesetzt, in Projekten **persönlicher Lebenskunst** realisiert, können Menschen aus dieser **poietischen Kraft** Beiträge zu kollektiver bzw. **gemeinschaftlicher Kulturarbeit** leisten, zur übergreifenden Kultur der Gemeinschaft und der Gesellschaft, der sie angehören.“ (Orth/Petzold 2008, 124)

5. Schluss

Der Stellenwert der narrativen Funktionen bei der Identitätskonstruktion, so machten die vorangegangenen Ausführungen deutlich, kann nicht hoch genug geschätzt werden, denn Sinn-, Selbst- und Zeiterfahrung, elementare Konstituenten einer stabilen Identität, werden durch die narrative Tätigkeit hervorgebracht: Es wird ein Kausalnexus aus unzusammenhängenden Handlungsabfolgen und Ereignissen hergestellt, was die Erzählung, wie Ricoeur es formuliert, zu einer *intelligiblen Totalität* macht. Zudem wird Zeit als menschliche Zeit allererst durch die Erzählung zugänglich und gestaltbar. Die Aporien der Zeitphilosophie werden produktiv ins Werk gesetzt, eine komplexe Zeitmatrix kann generiert werden, da auch nicht-lineare Aspekte der Zeit sichtbar gemacht werden können, was wiederum dazu führt, dass sich der Rezipient ein komplexeres Verständnis seiner eigenen Temporalität aneignen kann, was die Entwicklung einer anderen Zeitwahrnehmung, hin zur *ganzen Zeit*, wie Petzold es darstellt, fördert.

Durch die Rezeption der Erzählung, durch die Applikation der gemachten fiktiven Erfahrungen auf die Lebenswirklichkeit des Lesers, wird das Selbst schließlich als narrative Identität hervorgebracht. Eine Identität, die in permanenter Wandlung begriffen ist und in der das Selbst stets implizit bleibt, sich nie vollständig erfasst, nie zu völliger Selbsttransparenz gelangen kann, da eine direkte Reflektion à la Descartes auf das Selbst nicht möglich ist, sondern ein Umweg über die Erzählung, über den Anderen erfolgen muss: Selbsterkenntnis ist als ein Akt der Interpretation, als Selbsterforschung und

-auslegung eines Subjekts zu verstehen. „Das Selbst erkennt sich so stets nur im Spiegel des Anderen, der es nicht ist, dessen Sichtweise und Erfahrungen es jedoch mit seinen eigenen kontrastieren und an denen es neue Handlungsentwürfe ausrichten kann.“ (Bläser 2015, 69) Die besondere Leistung der narrativen Identität ist es dabei, aus der Bewegtheit des Lebens eine Synthese herzustellen, sodass personale Identität als Dialektik von Beharrlichkeit und Veränderung in der Zeit als dauerhaft gedacht werden kann.

Diese Grundfunktionen der narrativen Tätigkeit bei der Identitätskonstruktion, wie Ricoeur sie extrapoliert, hat die Integrative Therapie übernommen, hat sie jedoch um wesentliche Merkmale erweitert. Es ist davon auszugehen, dass sich Identität prozessual und intersubjektiv über das ganze Leben hinweg konstituiert, jedoch nicht in Auseinandersetzung mit dem einen bedeutsamen Anderen oder der einen Erzählung, sondern in Polylogen, in vielfältigen Erzählnetzen mit Anderen, mit denen wir in Beziehung stehen und die unser plurales Selbst mitbestimmen. Auch die primordiale Verfasstheit des Individuums als Leib-Subjekt wird in Anlehnung an Merleau-Ponty in der Integrativen Therapie stärker als bei Ricoeur betont. Das Subjekt erscheint in der Welt primär in seiner Leiblichkeit, ist an die Zeit und den Raum durch den Leib gebunden. Unser „informierter Leib“ hat alles, was wir erlebt, gedacht, gefühlt haben als Atmosphären, als Szenen im Leibgedächtnis abgespeichert. Auch solches, was nicht sprachorientiert in höheren kortikalen Arealen

verarbeitet werden konnte, findet sich hier und kann durch die richtige Stimulierung aktiviert, schöpferisch gestaltet und erst später den Weg in die Sprache finden und benannt werden. Die Integrative Therapie und im Besonderen die Poesie- und Bibliothherapie fokussieren deutlicher als Ricoeur auf das heilende Potenzial schöpferisch gestalteter Sprache - sowohl im kurativen als auch im persönlichkeitsfördernden Bereich - und können so einen großen Beitrag zur Unterstützung und Förderung einer stabilen Identitätskonstruktion mithilfe der Aktivierung narrativer Tätigkeit leisten.

Wir sahen, wie durch die poesie- und bibliothераpeutische Arbeit eine exzentrische Perspektive, Einsicht in die Biographie und Übersicht über den Lebensvollzug gefördert werden. Neue Sinne werden generiert, indem vergangene Erlebnisse immer wieder neu und anders zur je einmaligen Gegenwart in Beziehung gesetzt werden und so zukünftige Entwürfe positiv beeinflusst werden können. Das Selbst gestaltet sich und seine Biographie, erfährt sich hier in vitaler Evidenz - es ist, wie Proust es formuliert, Leser und Schreiber zugleich des eigenen Lebens. Eine persönliche Lebenskunst, eine Ästhetik der Existenz zu entwickeln, die kreativen Kräfte des Menschen und seine Ressourcen zu aktivieren, ist ein großes Anliegen in der poesie- und bibliothераpeutischen Arbeit. Das eigene sprachliche und kreative Ausdrucksspektrum durch multiple Stimulierungen, durch intermediale Quergänge anzuregen und zu erweitern, steht dabei im Fokus. Zudem wird das Erleben von Solidarität gefördert, es erfolgt eine Resonanz auf das Mitteilen der eigenen Geschichte, wobei erfahrbar wird, dass man verstanden wird und über die Auseinandersetzung mit dem Anderen wiederum persönlichkeitskonstituierendes Wissen über sich selbst erlangt. (Vgl. *Petzold* 2012h, 25). Wie wir gesehen haben, brauchen wir diesen intersubjektiven Austausch, den Umweg über den bzw. die Anderen, zwingend zur Selbsterkenntnis. Die Förderung von Solidaritätserfahrungen bringt es zudem mit sich, eine rein individuelle Perspektive zu verlassen und in

größeren Zusammenhängen zu denken, sodass man schlussendlich festhalten kann, dass die kreative, poetische Gestaltung des eigenen Lebens, der eigenen Identität, in Kulturarbeit und somit in die Gestaltung kollektiver Identität mündet.

„Das Geschenk der Poiesis als heilendes Potential des Schöpferischen, als Kunst, Musik, Poesie, leibhaftiger Ausdruck der Kreativität/Kokreativität in vielfältigen medialen Formen liegt in *jedem Menschen*. Wir sollten es nicht verstauben lassen, sondern zum Aufleuchten bringen.“ (Orth/Petzold 2008, 125)

Zusammenfassung: Narrative Identität vor dem Hintergrund integrativer Konzepte und poesie- und bibliothераpeutischer Praxis

Die Konstitution einer stabilen Identität scheint in den heutigen modernen Gesellschaften zunehmend mit großen Herausforderungen verbunden zu sein. Der vorliegende Beitrag behandelt die Frage, was poesie- und bibliothераpeutische Praxis in diesem Kontext leisten kann. Paul Ricoeurs Konzept der narrativen Identität kommt dabei besondere Bedeutung bei, da er die narrativen Funktionen bei der Identitätskonstruktion extrapoliert und die Poesie- und Bibliothераpie die Aktivierung und Stimulierung narrativer Tätigkeit als zentralen Fokus ihrer Arbeit bestimmt, sodass sich hier fruchtbare Schnittstellen aufzeigen lassen.

Schlüsselwörter: Narrative Identität, Paul Ricoeur, Poesie- und Bibliothераpie, Poiesis

Summary: Narrative identity related to integrative concepts and poetry- and bibliothераpy practice

In today's society the constitution of a stable identity seems to be increasingly related with big challenges. The following article analyses how and to what extent poetry- and bibliothераpy practice can contribute to its creation. Paul Ricoeur's concept of the narrative identity plays a particular important role in this sense: he extrapolates the narrative functions in the process of defining identity whereas the main objective of poetry- and bibliothераpy is activating and stimulating all the narrative actions thus revealing creative compounds.

Keywords: narrative identity, Paul Ricoeur, poetry- and bibliothераpy, poiesis

Literaturverzeichnis

Arendt, H. (1998): The human condition. Second edition. Chicago and London: The University of Chicago Press.

Arendt, H. (2005): Vita activa oder vom tätigen Leben. 3. Auflage. München: Piper.

Bläser, S. (2015): Erzählte Zeit – erzähltes Selbst. Zu Paul Ricoeurs Begriff der narrativen Identität. Berlin: Pro Universitate Verlag im BWV.

Breitling, A. (2007): Möglichkeitsdichtung-Wirklichkeitssinn. Paul Ricoeurs hermeneutisches Denken der Geschichte. München: Wilhelm Fink Verlag. (=Phänomenologische Untersuchungen. Hg. v. Bernhard Waldenfels. Bd. 21).

Bruner, J. (1997): Sinn, Kultur und Ich-Identität. Auer: Heidelberg.

Fahrenwald, C. (2011): Erzählen im Kontext neuer Lernkulturen. Eine bildungstheoretische Analyse im Spannungsfeld von Wissen, Lernen und Subjekt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gergen, K. J. (1996): Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben. Übers. aus dem Amerikanischen v. F. May. 1. Auflage. Heidelberg: Auer.

Gergen, K.J. (1990): Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. In: Psychologische Rundschau 41, S. 191-199.

Gergen, K.J. (2002): Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus. Stuttgart: Kohlhammer.

Gergen, K.J. /Gergen M.J. (1983): Narratives of the self. In: T.R. Sarbin/K.E. Scheibe (Hrsg.): Studies in social identity. New York: Praeger, S. 245-273.

Gergen, K.J. (1993): Psychologie in der Postmoderne. In: Systeme, Jahrgang 7, Heft 1, S. 4-15.

Haessig, H. / Petzold H.G. (2016): Hannah Arendt. Protagonistin einer „politischen Philosophie“, Referenzautorin einer politischen Therapeutik. In: Psychologische Medizin, 17. Jahrgang 2016, Nummer 1.

Kristeva J. (2001), Hannah Arendt: life is a narrative. Toronto, Buffalo, London: University of Toronto Press.

Mattern, J. (1996): Ricoeur zur Einführung. 1. Auflage. Hamburg: Junius.

McAdams, D. (1997): The case for unity in the (post)modern self: A modest proposal. In R. Ashmore & L. Jussim (Eds.), Self and Identity (S. 46-80). Oxford: Oxford University Press.

Orth, I. / Petzold, H. G. (2008): Leib, Sprache, Geschichte in einer integrativen und kreativen Psychotherapie. Über die Heilkraft von „Poesietherapie“ und „kreativen Medien“. Erschienen in: Integrative Therapie, 34. Jg. 2008 / Heft 1.

Orth, I. (2010): Weibliche Identität und Leiblichkeit – Prozesse „konvivialer“ Veränderung und Entwicklung. Überlegungen für die Praxis. In: Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J. (2010): Gewissensarbeit, Weisheitstherapie, Geistiges Leben als Themen moderner Psychotherapie.

Wien: Krammer.

Orth I. / Petzold H.G. (2008): Leib und Sprache. Über die Poiesis integrativer und kreativer Psychotherapie – Zur Heilkraft von „Poesietherapie“ und „kreativen Medien“. Integrative Therapie 1, 99-132. <http://www.fpi-publikation.de/artikel/textarchiv-h-g-petzold-et-al-/orth-i-petzold-h-g-2008-leib-und-sprache.html>.

Petzold, H.G. (Hrsg.) (2012): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie. Integrative Modelle in Psychotherapie, Supervision und Beratung. Wiesbaden: VS Verlag.

Petzold, H.G. (2003a): Integrative Therapie. 3 Bd. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.

Petzold, H.G. (1993): Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie. 1. Klinische Philosophie. Paderborn: Junfermann.

Petzold, H.G. (2012h): Integrative Therapie – Transversalität zwischen Innovation und Vertiefung. Die „Vier Wege der Heilung und Förderung“ und die 14 Wirkfaktoren als Prinzipien gesundheitsbewusster und entwicklungsfördernder Lebensführung. Erschienen in: Integrative Therapie 3 / 2012.

Petzold, H.G. (2003): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit – Narrative Therapie – Identität. Paderborn: Junfermann.

Petzold, H.G. „et al.“ (2001b): „Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“ – Polyloge collagierender Hermeneutik und narrative „Biographiearbeit“ bei Traumabelastungen und Behinderungen. Düsseldorf/Hückeswagen. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* – 04/2001 auch in: *Integrative Therapie* 4/2002, 332-416

Petzold, H.G. (2008f): Multidisziplinarität, Metahermeneutik und dichte Beschreibungen in einer zeitgemäßen „Integrativen Therapie“ für eine transversale Moderne. Düsseldorf/Hückeswagen, www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – Polyloge: *Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* 23.

Petzold, H.G. (2016): Narrative Biographiearbeit und Biographieerarbeitung in der Integrativen Therapie, Integrativen Poesie- und Bibliothherapie und in Schreibwerkstätten mit „kreativem Schreiben“. Materialien zur Vor- und Nachbereitung biographischen Arbeitens. In: *Heilkraft der Sprache. Internetzeitschrift für Poesie- und Bibliothherapie, Kreatives Schreiben, Schreibwerkstätten, Biographiearbeit.* Ausgabe 02/2016.

Petzold, H.G. (2010f): Sprache, Gemeinschaft, Leiblichkeit und Therapie. Materialien zu polylogischen Reflexionen, intertextuellen Collagierungen und melioristischer Kulturarbeit – Hermeneutica. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – Polyloge: *Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit*, Ausgabe 07/2010.

Petzold, H.G./Orth, I. (2009): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten. Bielefeld und Locarno: Edition Sirius (=Reihe Kunsttherapie; Band 9).

Petzold, H.G. (2005p): Vernetzendes Denken – Die Bedeutung der Philosophie des Differenz- und Integrationsdenken für die Integrative Therapie. In memoriam Paul Ricoeur 27.02.1913 – 20.05.2005.

Petzold, H.G. (1988b): Zur Hermeneutik des sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucks

in der Integrativen Therapie, Fritz Perls Institut, Düsseldorf; revid. als: Konzepte zu einer mehrperspektivischen Hermeneutik leiblicher Erfahrung und nicht-sprachlichen Ausdrucks Bd. II, 1 (1991a) S. 98-152; (2003a) S. 141-180.

Ricoeur, P. (2005): Das Selbst als ein Anderer. Aus dem Französischen v. J. Greisch. 2. Auflage. München: Wilhelm Fink Verlag. (=Übergänge. Texte und Studien zu Sprache und Lebenswelt. Begründet v. R. Grathoff u. B. Waldenfels. Band 26).

Ricoeur, P. (1986): Du texte à l'action. Essais d'herméneutique II. Paris: Seuil.

Ricoeur, P. (1987): Narrative Funktion und menschliche Zeiterfahrung. In: Romantik, Literatur und Philosophie. Hg. v. V. Bohn. Frankfurt a. Main: Suhrkamp, S. 45-80.

Ricoeur, P. (2005): Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970-1999). Übersetzt und hg. v. P. Welsen. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Ricoeur, P. (2007): Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung. Aus dem Französischen v. R. Rochlitz. 2. Auflage. München: Wilhelm Fink Verlag. (=Übergänge. Texte und Studien zu Sprache und Lebenswelt. Hrsg. v. Richard Grathoff u. Bernhard Waldenfels. Band 18/I).

Ricoeur, P. (2007): Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit. (Band 18/III).

Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt a./M.: Suhrkamp.

Schapp, W. (2004): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. 4. Auflage. Hamburg: Richard Meiner Verlag.

Zielke, B. (2007): Sozialer Konstruktivismus. Psychologische Diskurse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Internetquellen

<http://majastorch.de/download/identitaet.pdf>, eingesehen 11.05.2016.

<http://www.jltonline.de/index.php/reviews/article/view/22/172>, eingesehen 20.05.2016.

<http://dr.hans-waldemar-schuch.de/pdf/philosophie/RICOEUR.pdf>, eingesehen 16.01.2017.

<http://dr.hans-waldemar-schuch.de/pdf/philosophie/ZEITKONZEPTE.pdf>, eingesehen 16.01.2017.

<http://www.uni-muenster.de/Textpraxis/ilse-orth-unsaegliches-sagbar-machen>, eingesehen 24.05.2016.

<http://www.zeit.de/2016/14/tagebuch-schreiben-schreibtherapie-trauma-behandlung-psychologie-james-pennebaker>, eingesehen 30.05.2016.

http://zrm.ch/images/stories/download/pdf/publikationen/publikation_storch_19990101.pdf, eingesehen 11.05.2016.